



**Paul-Gerhard Klumbies (Hg.)**  
**Ilse Müllner (Hg.)**

***Bibel und Kultur***  
*Das Buch der Bücher in Literatur, Musik und Film*

Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2016  
276 S., 28,00 €  
ISBN 978-3-374-04419-1

### **Andrea Pichlmeier (2018)**

Die Bibel hat die abendländische Kultur geprägt. Das ist hinlänglich bekannt, und man könnte es noch pointierter formulieren: Die abendländische Kultur lässt sich weitgehend als eine Art Rezeptionsgeschichte der biblischen Narrative bezeichnen. Der Text mag dabei längst in den Hintergrund getreten oder ganz aus dem individuellen Gedächtnis vieler Zeitgenossen verschwunden sein, dennoch durchwandert er immer noch nomadengleich die Kulturen, „häufig eigenständig und gegenüber der Vorlage eigensinnig“, so die Alttestamentlerin *Ilse Müllner*, zusammen mit dem Neutestamentler *Paul-Gerhard Klumbies* Herausgeberin des Aufsatzbandes.

Das Buch ist das Dokument einer interkulturellen Initiative in Gestalt einer Ringvorlesung an der Universität Kassel im Wintersemester 2014/15, in deren Rahmen Fachvertreterinnen und Fachvertreter verschiedener geistes- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen der Frage nachgingen, welche Anstöße ihre jeweilige Disziplin aus der Begegnung mit der Bibel empfangen habe. Die Reihe der durchgehend sehr anspruchsvollen Vorträge ist nach Auskunft der beiden Herausgeber auf reges Interesse in der Öffentlichkeit gestoßen. Sie verdient es, auch in Buchform zur Kenntnis genommen und weiter diskutiert zu werden. Einige Beiträge seien im Folgenden besonders herausgegriffen, nicht weil sie wichtiger wären als die anderen, sondern weil sie das Interesse der Rezensentin besonders berühren.

### **Der Tod und die Tradition**

Mehrfach ist im Buch ist von dem Freud'sche Begriff der „Urszene“ die Rede, wobei man, so der Kulturforscher *Daniel Weidner* im ersten Beitrag des Bandes, als „Urszenen“ all jene Ereignisse bezeichnen könne, „die in der kulturellen Überlieferung als Erzählungen oder Bilder abgelegt sind und in der Folge rituell oder textuell wiederholt werden.“ (10) Eine dieser kulturellen Urszenen sei der Tod des Mose, der am Ende des Buches Deuteronomium erzählt wird. Diese Szene steht nicht nur an einer Schlüsselstelle des biblischen Narrativs, sie artikuliere auch ein existenzielles Paradox des kulturellen Gedächtnisses: dass es „ein (kulturelles) *Leben* nach dem *Tod* (des Einzelnen) geben soll“. (10) Für Freud, so Weidner, ist Mose gerade durch seinen Tod lebendig geblieben und mächtig geworden, und nun stelle sich die Frage, worin dieses Nachleben besteht.

Die Szene vom Tod des Mose in Dtn 34 handelt von einer Grenzsituation in mehrfachem Sinn: am Rand der vom Gottesvolk durchquerten Wüste und zugleich am Rand des Gelobten Landes. Die Gesetzgebung ist abgeschlossen, die Landnahme steht bevor, die allerdings nicht Mose anführen wird. Hier spricht Gott ein letztes Mal mit Mose, den er persönlich berufen hat und nun persönlich abuberufen scheint. Die Szene, so Weidner, ist damit auch an der Grenze zwischen Gott und Mensch, zwischen Leben und Tod angesiedelt. Das Beunruhigende daran sei, dass es kein Grab gibt. Mose „gehört nicht zu den Vätern, er hat keine wichtigen Nachkommen, er bleibt ungreifbar“. (19) Ähnlich wie das leere Grab in Mk 16,6 werde das fehlende Grab hier zum Verweis auf das, was der Verstorbene verkörpert und worin er gegenwärtig bleibt: das Evangelium vom Sieg des Gekreuzigten über den Tod resp. die das Gottesvolk konstituierende Tora, in deren Überlieferung Mose geradezu „aufgeht“. Sein Tod wird zum Text: „Nur weil Mose das Werk nicht abschließt, weil er nicht ins gelobte Land kommt, nicht am Leben bleibt, sondern auf der Grenze, im unbestimmten Bereich des Nachlebens, kann die Geschichte weitergehen und die Überlieferung wachsen.“ (31) Die Erzählung vom Tod des Mose werde damit zum Paradigma für die kulturtheoretische Produktivität der Grenze zwischen Leben und Tod. Die Wahrheit der Religion, so Weidner, hat die Form einer Geschichte. Wenn sie aber mit W. Benjamin als „Wahrheit des *Lebendigen*“ zu verstehen sei, habe sie auch die Möglichkeit, sich geschichtlich zu wandeln. Sie „produziert Bedeutung, fixiert diese aber nicht; sie errichtet Monumente und schreibt Epitaphe, lässt diese aber auch sofort wieder verschwinden, denn *bis heute* weiß man nicht, wo diese Denkmäler stehen.“ (31) Von dieser Dynamik kultureller Aneignung im geschichtlichen Wandel könnte auch ein Glaube profitieren, der seinen Halt in der Geschichte sucht und ihn nicht im „Wie es wirklich gewesen ist“ findet.

## Das Ende einer Ära?

Dem zweiten, von *Paul-Gerhard Klumbies* verfassten Beitrag zufolge geht derzeit eine Ära zu Ende: die Synthese aus Christentum und Hellenismus, wie sie vor allem in den das christologische Denken und die christliche Ikonographie prägenden lukanischen Schriften zutage getreten ist. Lukas, der mit seinem Evangelium und der dazugehörigen Apostelgeschichte als zweitem, in die Entwicklung der frühen Kirche hineinreichenden Teil ein Doppelwerk nach Maßgabe hellenistischer Literatur geschaffen hat, „gilt als der Evangelist, der den biographischen und historiographischen Ansprüchen antiker Autoren am nächsten kommt“. (38) Die Jesusdarstellung des Lukas bestehe aus einer Mischung von hellenistisch-jüdischen, hellenistisch-philosophischen und jüdisch-christlichen Einflüssen, und sie habe die christlich-abendländische Kultur mehr geprägt als jedes andere Evangelium, angefangen von der Verehrung des Heiligen Grabes in Jerusalem bis hin zur universellen Gestalt des Kirchenjahres. Die katholische Kirche der ersten 1500 Jahre sei so stark lukanisch geprägt, dass man die Reformation Martin Luthers im 16. Jahrhundert auch „als Lukaskritik von Paulus her“ lesen könne. (47) Luthers zentrale Attacke gegen den Katholizismus richte sich auf die Mitwirkungsmöglichkeit des Menschen am eigenen Heil. An dieser Front, so Klumbies, habe Luther einen Verbündeten in Paulus mit dessen Kampf um die voraussetzungs- und bedingungslose Annahme des Menschen gefunden, die der vorchristliche Hellenismus ebenso wenig gekannt hatte wie ein postchristlicher Säkularismus sie gelten lässt. Das „kompetitive Prinzip“ sei eine Triebfeder des durch Alexander den Großen angestoßenen Weltveränderung gewesen und habe bereits in der Antike zu einem Hervortreten der Leistungsfähigeren geführt, begleitet von den Ohnmachtsgefühlen breiter Bevölkerungsgruppen, die sich vom gesellschaftlichen Aufschwung abgeschnitten sahen. „Der scharfe Wettbewerbsgedanke, verbunden mit dem intensiven Bemühen um die Optimierung von Vorgängen, ist hier bereits musterhaft vorgebildet.“ (48) Zum hellenistischen Erbe seien somit zu rechnen: der Mensch als Kosmopolit, die Privatisierung sozialer Versorgung, die Arena als Stätte der Massenunterhaltung, das Boomen von Erlösungsreligionen jeglicher Couleur zur Linderung der seelischen Not. Dieser Hellenismus, so Klumbies, habe zwei Jahrtausende unter dem Mantel des Christentums „überwintert“ und trete nun, im Zuge einer zunehmenden Säkularisierung einstmals christlicher Gesellschaften und „nach dem Abfallen der *christlichen Eierschalen* des Lukasevangeliums“ (47) in Gestalt eines modifizierten Neo-Hellenismus wieder hervor. Die tatsächliche Geburt der euro-amerikanischen Kultur als des sogenannten christlichen Abendlandes wäre damit nach einem „zweitausendjährigen christlichen Intermezzo“ (48) bereits im Jahr 333 v. Chr. zu suchen, im Gefolge der Schlacht von Issos und dem Einmarsch Alexanders des Großen nach Syrien.

### **Zwischen Wirklichkeit und Wahrheit**

Die folgenden Beiträge behandeln die Rezeption und Wirkungsgeschichte biblischer Texte in verschiedenen Epochen dieses „zweitausendjährigen christlichen Intermezzos“, vom Mittelalter über die Reformation und dem Barock bis hin zu literaturwissenschaftlichen, linguistischen und pädagogischen Gegenwartsfragen und sind entsprechend spezialisiert. An exemplarischen Feldern wie der englischen Volksbibel im 16. Jahrhundert, der Rolle von Psalmen in der Barockpredigt oder der Bibel im spanischen Schelmenroman (um nur einige zu nennen) zeigen sie auf, wie der biblische „Stoff“ das Denken und die Sprache, sowie künstlerische Ausdrucksformen des christlichen Europa geformt haben. Dass sich hier ein Epochenwechsel abzeichnet, zeigt nicht nur der bereits angeführte Beitrag von Paul-Gerhard Klumbies. Der Artikel von *Annegret Reese-Schnitker*, Professorin für Religionspädagogik, scheint auf den ersten Blick „aus der Reihe zu fallen“, zeigt aber genau damit das Problem an: Biblische Texte müssen im Religionsunterricht erst wieder „eingespielt“ werden, um ihre Wirkung zu entfalten. Reese-Schnitker eröffnet ihren Beitrag mit der Frage „wie sinnvolles religiöses Lernen – angestoßen durch die Auseinandersetzung mit biblischen Texten und Themen – erfolgen kann“. (221) Anhand der Analyse einer Unterrichtsstunde mit Abiturient/innen wird aufgezeigt, dass der erwachsene christliche Glaube einer „metakognitive religiöse Unterscheidungskompetenz“ bedarf, um in einer post-säkularen Gesellschaft artikulationsfähig zu bleiben bzw. überhaupt erst zu werden. Denn die „Unterscheidung zwischen dem *Wirklichkeits- und Wahrheitssinn biblischer Texte* ist (...) zentral“ (227), mitnichten jedoch selbstverständlich. „Biblische Geschichten“, fährt Reese-Schnitker fort, „sind zwar nicht *wirklich* geschehen, im Sinne des *faktisch Passierten*, des historischen *so ist es gewesen*, aber sie können wahrhaftige Geschichten sein und werden.“ (227) Die biblischen Texte bzw. die Personen, die mit ihnen leben, stehen in der Gegenwart häufig unter einem pauschalen Fundamentalismusverdacht, auch bei nicht wenigen Intellektuellen, die in der Lage wären, biblische Texte als literarische Dokumente zu identifizieren und entsprechend zu würdigen. Insofern mag, was Reese-Schnitker als pädagogisches Ziel für Schüler und Schülerinnen ausmacht, nicht weniger für jene gelten, die eine geistige Deutungshoheit in der Gesellschaft für sich reklamieren.

### **Was niemals war und immer ist**

„Wenn *Kultur* Prozesse beschreibt, in denen sich Menschen zur Welt in ein Verhältnis setzen“, schreibt *Ilse Müllner* in ihrem den Band beschließenden Beitrag „dann ist Gen 2-3, jene Erzählung also, in der »Adam« und »Eva« eine Rolle spielen, eine Urszene der Kultur selbst.“ (251) Sie beschreibe „Allmaliges“ als „Erstmaliges“, oder, mit E. Zenger gesprochen, „was niemals war und immer ist“. Es gehe nicht um die Legitimation herrschender Verhältnisse in der Gegenwart, überhaupt nicht um etwas, was man ebenso gut in begriffliche Sätze verpacken könnte, sondern um einen narrativen Aushandlungsprozess lebensweltlicher Erfahrungen, „die den Erzählenden

über Jahrhunderte hinweg fragwürdig waren und deren Antwort sie in einer narrativen Konstellation gesucht und gefunden haben.“ (252) Die narrative Entfaltung des Anfangs der Welt thematisiere dabei zugleich den Anfang von Kultur überhaupt, wenn man den lateinischen Begriff *cultura*, Landbau, als Handlungsfeld des ersten Menschen (hebräisch *'ādām*) versteht.

Als nächstes kulturell bedeutsames Thema folgt jene als „Sündenfall“ bezeichnete Handlung, die neben der neu erfahrenen Lebenslast zugleich die Fähigkeit hervorbringt, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Mit ihr erfahre sich der Mensch als frei und in dieser Freiheit wiederum geworden wie Gott.

Müllner folgt dem Kulturentwurf der biblischen „Urszene“ anhand der kommunikativen Handlungen der zentralen Protagonisten (Gott, Schlange, der andere Mensch) von Ackerbau und Viehzucht bis zu jenem Handeln, welches über das elementare Tätigsein in der Welt hinausreicht und Kultur als „System sozialer, religiöser, sprachlicher, artifizieller Handlungen“ (259) ausweist. Eine zentrale Organisationsform dieser Kultur sei das Erzählen. Die erzählte Welt gewährt zugleich einen Blick in die Welt des Erzählens, der Textproduktion und –tradition, des Auslegens und Übersetzens von Narrativen, die als sinnstiftend erfahren werden und bis heute tief im kollektiven Gedächtnis verankert sind. „Adam und Eva geraten in den folgenden Jahrtausenden in einen Sog von Texten und Bildern, werden mit immer mehr Deutungen und Bedeutungen aufgeladen, bis es im nicht mehr affirmativ religiösen Mainstream unserer Welt ausreicht, einzelne Elemente aufzurufen, um auf diese Erzählung anzuspielen.“ (268) Dasselbe gilt für viele biblische Szenen und Gestalten. Das „*Bibelwissen* in unserer Kultur“ (A. Polaschegg) hält sich dabei mitnichten streng an jenen Text, der der Exegese als Bezugspunkt dient, sondern schöpft aus einem Pool aus Bildern, Texten und anderen Medien, die jeweils zuhanden sind. „Bibel buchstabiert sich von der Schriftwerdung bis zu gegenwärtigen Auslegungen in Kulturen hinein“ (270) und setzt sich darin noch einmal dem aus, was die jeweiligen Leserinnen und Leser rezipieren, ignorieren, transformieren und tradieren. Unter dieser Maßgabe wird die Bibel vermutlich auch im 21. Jahrhundert und darüber hinaus in der Kultur nicht nur des Westens präsent bleiben, auch wenn der Text selbst sich längst in den christlichen Gottesdienst und in theologische Fachbibliotheken zurückgezogen hat. Und vermutlich wird es immer auch Menschen geben, die ihn kennen und verstehen und in den Ausdrucksformen ihrer Kultur zu identifizieren vermögen.

**Zitierweise:** Andrea Pichlmeier. Rezension zu: Paul-Gerhard Klumbies. *Bibel und Kultur*. Leipzig 2016  
in: bbs 4.2018 [http://www.biblische-buecherschau.de/2018/Klumbies\\_Bibel-Kultur.pdf](http://www.biblische-buecherschau.de/2018/Klumbies_Bibel-Kultur.pdf)